



Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Frankfurt am Main – Virtueller Leseraum

Norbert Lohfink SJ

www.sankt-georgen.de/leseraum/lohfink25.pdf

Gedanken zur Hundertjahrfeier einer Großstadtgemeinde

(Nicht gedruckt erschienen) Vortrag in Sankt Gallus, Frankfurt am Main, am 6. Oktober 2003.

I. Warum stellt sich eigentlich die Frage nach „Gemeinde“?

Gott hat ja alle Menschen gleich geschaffen, und er ist jedem Einzelnen gleich nah. Jeder kann in den Wald gehen und sich allein mit seinem Gott unterhalten. Könnte sich also nicht alles, was Religion heißt, unmittelbar im Herzen jedes Menschen abspielen, direkt zwischen ihm und seinem Herrgott? Das ist sogar die erklärte Meinung bei etwa 95 Prozent unserer Umwelt – falls man überhaupt noch an Gott glaubt. Wozu Kirchen, wozu Gemeinden?

Die Bibel sieht das völlig anders. Sie geht davon aus, daß der Mensch ein gesellschaftliches Wesen ist. Wir leben miteinander, wir tragen und prägen uns gegenseitig – im Guten wie im Bösen. Wir ziehen uns gegenseitig in den Abgrund, und wir können auch nur aus dem Sumpf gezogen werden, wenn wir uns die Hände reichen. Der Einzelne schafft es nicht. Das bestimmt auch das Handeln Gottes an seiner Menschheit.

In der biblischen Urgeschichte wird das an einem großen Bild deutlich: der *Sintflut*. Die ganze Menschheit war entmenschet, überall tobte die Gewalttätigkeit. Da läßt Gott diese Menschheit insgesamt untergehen. Er überflutet die ganze Erde mit Wasser. Doch das ist erst die halbe Geschichte. Genau so wichtig ist die andere Hälfte. Gott will gar keinen Weltuntergang. Er greift sich deshalb den einzigen Menschen heraus, der nicht der Gewalt verfallen ist, Noach. Ihn und seine Familie rettet er mit einem Schiff, und mit ihm macht er einen neuen Anfang. Von Noach aus entsteht eine neue Menschheit.

Von dieser Sintfluterzählung her können wir sagen: Gottes Handeln hat stets Gemeinschaftsdimensionen, für die Bösen wie für die Guten. Die Bösen gehen zusammen unter. Doch nachher soll es nicht nur einen einzigen Geretteten geben, sondern eine Familie, aus der eine neue Menschheit werden soll. Das ist das Eine. Das Andere ist: Damit es zu einer neuen Menschheit kommt, schafft Gott sie nicht auf einmal neu, sondern er fängt wieder an einem einzigen Punkt von neuem an. Das Neue muß aus kleinen Anfängen organisch wachsen.

Natürlich ist dieses Urzeit-Bild von der Flut und der Arche eine vereinfachte Strichzeichnung: *Erst* das verrottete Alte, *dann* die tödliche Flut, *dann* der neue Anfang – alles schön nacheinander. Die Wirklichkeit ist etwas komplizierter. Da existieren nämlich die beiden Menschenwelten miteinander und ineinander: die verderbte und dem Abgrund zusinkende Wirklichkeit und die neue Wirklichkeit, die Gott aus ihr heraus und mitten in ihr schafft und durch die er auf die Dauer das Ganze wiedergewinnen will.

Das wird in der Bibel sichtbar beim Stammvater des Gottesvolkes Israel, *Abraham*. Ihn holt Gott mit seiner Familie aus der gewaltigen, aber im Grunde schon wieder antigöttlich gewordenen Welt Mesopotamiens heraus, führt ihn in ein anderes, fremdes Land und läßt ihn dort zum Vater eines neuen Volkes werden, das anders sein soll als die Völker, die sonst auf der Erde hausen. Aber die alten Völker existieren weiter, so sehr sie dem Abgrund entgegertorkeln. Von Abraham, dem Einen, bis hin zum großen Volk Israel, das aus 12 Stämmen besteht, vergehen inmitten dieser andersartigen Welt Jahrhunderte. Es dauert ebenfalls unendlich lang, bis dieses Volk auch ein Land hat, in dem es seine neue Existenz entfalten kann. Ständig wird es dabei von außen bedrängt. Noch mehr: Was es von außen bedrängt, bedrängt es auch von innen. Denn allzuoft können die Israeliten sich nichts Schöneres vorstellen als endlich einmal wieder so zu sein wie all die anderen Völker. Und doch ist ihr Unterschied vom Rest der Welt genau das, weshalb Gott sich überhaupt mit ihnen so viel Arbeit macht.

Ihm steht vor Augen, was er die *Propheten Israels in ihren Visionen* erblicken läßt: Am Ende der Zeiten, da wird der Berg mit dem Hause des Herrn der höchste aller Berge sein, alle anderen Völker sind ihm gegenüber nur noch kleine Hügel im Vorland. Dann geht es wie ein Ruck durch die Nationen. Sie brechen auf. „Kommt,“ sagen sie, „ziehn wir hinauf zum Haus des Gottes Jakobs! Er zeige uns seine Wege.“ Am Berg Zion angekommen, empfangen sie Gottes Weisung, vorgelebt vom dort wohnenden Gottesvolk. Dort lassen sie ihre ewigen Zwistigkeiten schlichten. Heimgekehrt machen sie Pflugscharen aus ihren Schwertern, und aus ihren Lanzen Winzermesser. Es gibt keinen Krieg mehr zwischen den Völkern. Daß so etwas geht, hätten die Völker von sich aus niemals glauben können. Aber jetzt haben sie es an Israels Wirklichkeit abgelesen.

Das sind die berühmten Weissagungen der Propheten Jesaja (Jes 2) und Micha (Mi 4) von der *Völkerwallfahrt zum Zion*. Diese Wallfahrt der Völker ist das Ziel der Menschheitsgeschichte. Damit sie sich eines Tages ereignet, hat Gott sich sein besonderes Volk geschaffen. Deshalb muß das Volk Gottes aber eine verwandelte Menschheit sein. Seine Lebensform muß anders sein. Sie muß die anderen Völker so faszinieren, daß sie sich auf den Weg machen, um selbst anders zu werden.

Es geht Gott also nicht allein um seine Beziehung zum einzelnen Menschen. Es geht ihm um die Menschheit, um ihr Zusammenleben und dessen gute Gestalt. Diese Gestalt muß an einer auserwählten Gruppe von Menschen ablesbar sein. Diese Gruppe ist das Volk, das Gott sich zu diesem Zweck in der Geschichte schafft. Mir scheint: Allein vor diesem großen Hintergrund können wir die Frage stellen, was

denn eine Gemeinde ist, welche Gestalt sie haben muß. Denn Gemeinde ist nichts anderes als jeweils ein konkreter Einzelfall von Gottesvolk.

II. Wie ist es schon vor Jesus zur Form „Gemeinde“ gekommen?

Warum gerade Gemeinde? Warum nicht Familie und Sippschaft? Warum nicht Staat und Kommune? Die Antwort finden wir am besten, wenn wir uns die drei Phasen der Geschichte des alttestamentlichen Gottesvolkes vor Augen führen. In ihnen hat Gott das Volk Israel wie in drei großen Experimenten gewissermaßen herausfinden lassen, was seine richtige Existenzform ist.

Da gab es, nachdem Israel in seinem Land sesshaft geworden war, zunächst so etwas wie ein *Bündnis von Stämmen*. Stämme – das sind in einer verwandtschaftlich aufgebauten archaischen Gesellschaft die Großverbände. Sie setzen sich aus Sippen zusammen, die Sippen aus Familien. Alle Menschen in einer solchen Stammesgesellschaft haben gewissermaßen ständig einen riesenhaften Stammbaum im Kopf. Durch ihn wissen sie, mit wem sie zusammengehören, und in welchem Maße jedesmal. Am engsten hängt man in der eigenen Großfamilie zusammen. Aber auch die Sippe ist noch eine Gruppe, in der man sich kennt und aufeinander bauen kann. Oft war im frühen Israel eine Ortschaft gerade von *einer* Sippe bewohnt, oder auch zwei oder drei benachbarte Orte. Lockerer ist schon das Stammesbewußtsein. Und den Zusammenhang des ganzen Stämmebundes Israel erfuhr man fast nur noch durch große Wallfahrtsfeste, wo ganz Israel vor seinem Gott zusammenkam, oder, im bösen Fall, in einem Krieg, in dem alles zusammenhalten mußte. Letztlich hielt der eine Gott Israels alles zusammen und gab ihm die Kraft zu seinem Anderssein. Und der wahre Kitt zwischen den Menschen ist das Verwandtschaftsgefühl.

Man war in der Frühzeit Israels auf diese Organisationsform stolz. Durch sie unterschied man sich von den umgebenden Völkern. Sie waren als Stadtstaaten oder sogar als Flächenstaaten organisiert, stets unter einem König, mit Bürokratie und Armee. Israel hatte keinen König, keine Verwaltung, kein stehendes Heer, keine Steuersysteme – es brauchte das alles nicht. Die Verwandtschaft leistete das alles.

War dieses verwandtschaftliche System schon die Gegenwelt, die Gott gegenüber den menschheitlichen Machtsystemen schaffen wollte? Damals meinte man es. Es gehörte zum hohen Selbstbewußtsein der frühen Israeliten, nicht so wie die Nachbarvölker einen König nötig zu haben. Man verachtete den Staat mit seinen Zwangsstrukturen. Man besaß ein viel höheres Maß von menschlicher Gemeinschaft. Es gab mehr Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Nur mußte man dann nach einigen Generationen leider die Erfahrung machen, daß das doch noch nicht die wahre Gestalt der neuen Gesellschaft sein konnte. Die wohlorganisierten staatlichen Systeme erzeugten einen unerträglichen Druck von außen, und innen zerbrach das eigene System an den familiären Zwistigkeiten.

So kam es zum zweiten Experiment. Warum es nicht einmal mit einem *verbesserten und gereinigten staatlichen System* versuchen, einer Art israelitischem Gottesstaat? Er wurde unter Saul, David und Salomo mühsam geboren, sah, mit dem neugebauten Tempel in Jerusalem als Zentrum, zunächst vielverheißend aus, zerbrach aber

dann bald wieder in zwei sich bekämpfende Bruderstaaten, das Nordreich und das Südreich, glich sich immer mehr den üblichen Staaten mit ihrer Kriegslust und ihrer Ausbeutung der Bevölkerung an und wurde schließlich von den mesopotamischen Machtzusammenballungen Assur und Babylon vollständig niedergewalzt. Am Ende war Jerusalem zerstört und die Elite der Bevölkerung nach Babylonien deportiert, in die sogenannte babylonische Gefangenschaft. Der Traum vom besseren Staat gegenüber den anderen Staaten war ausgeträumt. Man kann den Teufel nicht durch den Teufel austreiben, auch wenn das in der Geschichte immer von neuem wieder versucht werden wird, auch später von den Christen. Die Zwangssysteme und die Unheilsmechanismen staatlicher Gesellschaften lassen sich nicht taufen. Was also nun?

Assur und Babylon waren etwas, das es bisher in der Weltgeschichte noch nie so gegeben hatte: riesige Großreiche, man könnte fast schon von ersten Vorstufen der heutigen Globalisierung sprechen. Noch größer war das Perserreich, das Babylon ablöste. Die Verschleppten aus Juda konnten in diesem etwas toleranteren System wieder in ihre Heimat zurück. Sie war jetzt eine kleine Provinz des riesigen Großreiches. Doch viele Juden kehrten gar nicht zurück. Sie blieben, wo sie inzwischen seßhaft und reich geworden waren.

Mit Alexander dem Großen lösten die hellenistischen Reiche das Perserreich ab, und schließlich übernahm das Römerreich alles. In diesen Epochen wanderten Juden, weil es zu Hause zu eng wurde, in fast alle Teile der damaligen Welt aus. Jerusalem mit dem wiederaufgebauten Tempel blieb das Zentrum des Volkes. Aber in vielen Großstädten der Welt gab es jüdische Bevölkerungsgruppen.

Damals entstand die Synagoge, genauer gesagt: die im einzelnen Ort um das Gebäude einer Synagoge herum sich gruppierende *Synagogengemeinde*. Zuerst vermutlich in der Fremde, in die man ausgewandert war, später auch im Heimatland selbst. Zur Zeit Jesu gab es auch in Jerusalem selbst neben dem Tempel viele Synagogen. Und es war nicht der von Herodes aufgemotzte Tempel, sondern es waren die vielen um die einzelnen Synagogen herum gescharten Gemeinden, die nun die dritte Gestalt der Gottesvolks-Gegenwelt gegen die Welt der Völker verkörperten. Hier begegnen wir endlich dem Wort „Gemeinde“. Wieso?

Die Größe „Gemeinde“ als Gottesvolk-Gestalt setzt vor allem einmal eine *Wahrheit über den Staat* voraus, die damals, als Großstaaten schon alles überspannten, sich bereits zeigte und die erst recht heute fast durchgehend gilt: In der Welt, wie sie nun einmal ist – Gerechte und Verbrecher gemischt untereinander, und sehr viel Mittellage dazwischen – ist der Staat unentbehrlich und gottgewollt. Ohne das staatliche Gewaltmonopol wäre das Chaos vorprogrammiert. Man muß den Staat also bejahen, ja an ihm mitarbeiten. Nur so bleibt Hoffnung auf einen noch irgendwie gelingenden Frieden in der Welt. Das ist das eine.

Das andere aber ist: Der Staat ist so groß und umfassend geworden, daß er nicht mehr die menschliche Gemeinschaft in all ihren Dimensionen innerlich prägen kann, wie das einst kleine Stadtstaaten oder vielleicht noch das alte Ägypten taten. Er umfaßt zu Vieles und zu viele. Deshalb muß er zu einer Art Dach werden, das nur gerade die große Ordnung garantiert und sich anständigerweise auch wieder aus vie-

lem anderen heraushält. Der Staat muß akzeptieren, daß es Wirklichkeiten gibt, die von ihm zwar geschützt werden müssen, die ihn aber auch wieder in ihrem inneren Funktionieren nichts angehen. Dazu gehört sehr viel. Nicht allein die Religion, aber sie vor allem auch. Der Staat darf nicht *mehr* sein als die Garantie des Freiheitsraums für die dem Staat vorausliegende Gestaltung des gesellschaftlichen Lebens aus menschlicher Freiheit heraus. Damit wird so etwas wie freie, mit anderen Formen konkurrierende Gestaltung menschlicher Gemeinschaft unter dem großen Dach eines Staates möglich. Genau an dieser Stelle, also da, wo man vom Staat Toleranz fordern muß, kam es zur Form „Synagogengemeinde“.

Diese ist also nicht nur entstanden, weil die Juden begannen, über die ganze Welt zerstreut zu leben, aber doch weiterhin Kontakt miteinander halten wollten. Sie entsprach einem grundsätzlichen Bedürfnis, das sich in der hohen und späten Antike wegen der Riesenhaftigkeit der Staatsgebilde immer deutlicher entwickelte. Schon in den hellenistischen Staatsgebilden lebten etwa in einer Großstadt verschiedenste völkische Gruppen, dazu viele Korporationen, darunter auch viele „Religionsvereine“, wenn man so sagen darf, anerkannt nebeneinander. Die Juden haben hier nicht etwas ganz Neues erfunden, sondern sie schlüpfen in Möglichkeiten hinein, die sich damals entwickelten.

Dabei mußte das Gottesvolk nicht mehr, wie beim ersten geschichtlichen Experiment, in Widerspruch zur staatlichen Organisationsform anderer menschlicher Gruppen treten. Es mußte auch nicht selbst, wie beim zweiten geschichtlichen Experiment, einen eigenen Staat gegen die anderen Staaten der Welt aufbauen. In dieser dritten Epoche konnte es den existierenden Großstaat bejahen, aber innerhalb seiner das Recht beanspruchen, in eigengestalteten Gemeinschaften die Wirklichkeit des Gottesvolkes zu entfalten und zu leben. So ergab sich die Form der „Gemeinde“. Sie ist jeweils die Sichtbarwerdung des ganzen Gottesvolkes im Kleinen, aber Konkreten.

III. Was macht vom Ursprung her eine Gemeinde aus?

Was war etwa zur Zeit Jesu irgendwo im Römerreich oder auch in Jerusalem selbst damals eigentlich eine „Synagoge“? Es war in erster Linie *nicht* ein Gebäude, sondern eine feste Gruppierung von Menschen, die meist nicht zu groß war. Sie war noch so, daß jeder jeden kennen konnte. Natürlich gab es in einer solchen Gruppierung Ränder, so etwas wie Sympathisanten, und es gab einen harten Kern, der alles trug. Im späteren Judentum genügten zehn Männer, um in einer Stadt eine weitere Synagoge zu gründen. So viele wurden allerdings verlangt. Es gab oft viele Synagogen nebeneinander. Was spielte sich nun alles in einer solchen Synagogengemeinde ab?

Um diese Frage zu beantworten, richten wir den Blick doch am besten auf das Synagogengebäude selbst. Natürlich kam man dort zum Gebet zusammen, vor allem am Sabbat. Deshalb nannte man die Synagogengebäude in der griechischen Welt oft auch *proseuchē* „Gebet(sort)“. Aber dieses Gebäude, oft war es ein ganzer Gebäudekomplex, diente nicht nur dem Gottesdienst. Auch nicht nur dem, was wir Sa-

kramente nennen würden – also Beschneidungen, feierliche Verpflichtung zur Gesetzesbeobachtung (was etwa unserer Firmung entspricht), Eheschließungen, Totenklage. Es war zugleich Schule – die heiligen Schriften Israels wurden hier gelesen und gelernt, aber auch alles andere, was damals Schulen vermittelten. Es war Versammlungsraum für Gemeindeversammlungen. Es war „Gerichtsort“, wenn man so sagen will – wo nämlich innergemeindliche Zwiste auch innergemeindlich geschlichtet wurden, ohne daß man sie vor staatlichen Gerichten austragen mußte. Es war Ort der Hilfe für die Armen und Kranken. Es war Herberge für durchreisende Volksgenossen. Es war Ort der Geselligkeit, geeignet für Feste und Feiern. Es war – mit einem Wort – das Zentrum des ganzen normalen Lebens der Menschen, die dieser „Gemeinde“, dieser *synagogē*, zugehörten.

„Gemeinde“ war also entschieden mehr als nur eine Organisationsform für das Sabbatgebet. Es war die *eigentliche Lebenswelt* ihrer Mitgliederfamilien. Ihr rechnete man sich zu. Dorthin gehörte man. Dort spielte sich das wirkliche Leben ab. Dort verwirklichte sich das, was das Gottesvolk ausmachte und was es von den anderen Menschen und ihren Gruppierungen unterschied. Was es zu einem Licht in der dunklen Welt, zu einer Stadt auf dem Berge machte, die alle sehen konnten und von der sie fasziniert werden konnten.

Ich würde fast sagen: Bis zu dieser Existenzform „Gemeinde“ *mußte* das Gottesvolk im Gang seiner Geschichte gelangen, ehe Jesus, der Messias, kommen konnte. Erst dann war der Boden dafür bereitet, daß er das Gottesvolk für alle Völker öffnen konnte. Die Synagogen in der ganzen Welt mußten schon einen breiten Kreis von nichtjüdischen Sympathisanten angezogen haben, der sie umgab, damit die Jünger Jesu, allen voran ein Paulus, den Wurzelboden vorfanden, der für die Aufnahme der Botschaft von Jesus, dem Christus, bereit war. Und wenn es im Judentum dann auch zu der bitteren und bis heute noch nicht aufgearbeiteten Scheidung von Gemeinden, die an Jesus glaubten, und Gemeinden, die nicht an Jesus glaubten, kam, also nach unserem heutigen Sprachgebrauch „christlichen“ und „jüdischen“ Gemeinden, und wenn die beiden sich auch immer mehr auseinanderlebten – auf jeden Fall war den christlichen Gemeinden die Lebensform der „Gemeinde“ schon in die Wiege gelegt.

Genau das ist die Form, in der das Gottesvolk auch heute in der global gewordenen Welt noch seine ureigenste Funktion ausüben kann. Selbstverständlich gibt es die Großkirche, die alle Gemeinden umfängt, und es gibt Zwischenstufen, etwa die Bischofskonferenzen und die einzelnen Bistümer, aber der eigentliche Ort, wo „Volk Gottes“ Wirklichkeit wird, muß konkrete „Gemeinde“ sein.

Wie ist das Christentum nun mit dieser kostbaren Gabe, die es schon geerbt hat, umgegangen?

IV. Die Form der Gemeinde: vergessen, verraten, verkauft, und doch auch immer von neuem wiedergefunden

Jetzt müßten wir eine lange Wanderung durch die ganze Kirchengeschichte machen. Das geht aus Zeitgründen nicht. Wir wollen ja am Ende bei Sankt Gallus an-

kommen. Ich illustriere also nur mit ausgewählten Beispielen, was ich gerade als Überschrift formuliert habe: „vergessen, verraten, verkauft, und doch auch immer von neuem wiedergefunden.“

Wir müssen uns vor allem von der Illusion befreien, daß eine *urchristliche Gemeinde* etwas mit einem Stadtteil zu tun hatte, und daß dann an den Stadtteilgrenzen das Gebiet einer neuen Gemeinde begann, wie es heute so ist. Oder daß jedes Dorf eine Gemeinde war. Gemeinden waren am Anfang einfach dort, wo es Gläubige gab, wo jemand aus ihnen sein Haus für die Zusammenkünfte zur Verfügung stellte und wo um dieses Haus herum im Hören auf die Bibel eine neue Form von menschlichem Zusammenleben begann – alles ganz ähnlich wie bei den jüdischen Gemeinden, sich nur noch ganz anders in die nichtjüdische Bevölkerung hineinerstreckend, und nach Möglichkeit noch strahlender und noch faszinierender.

Diese Gemeinden wurden bestaunt. Aber sie erregten zugleich Angst und Schrecken. Wer auch immer sie wahrnahm, stand ja vor der Frage, ob er nicht sein Leben ändern müsse. Und der Staat bekam Angst vor dieser neuen Dynamik, die sich da entfaltete. So waren die frühen Gemeinden, mitten in dem Glück neuer Menschlichkeit, das sie in die Welt von damals hineinstrahlten, zugleich gefürchtet, gehaßt, verfolgt. Doch das Blut der Martyrer war nur der Same neuer Christen.

Das Netz der christlichen Gemeinden spannte sich in diesen ersten Jahrhunderten immer dichter über die Welt des römischen Reiches, das selbst zur gleichen Zeit immer mehr in eine Alterskrise geriet. So kippte schon nach 3 Jahrhunderten alles plötzlich um. Die Verfolgung wurde beendet, das Christentum wurde zur Reichsreligion. Man nennt das die *konstantinische Wende*.

Man spricht oft vom triumphalen Sieg des Christentums über die Weltmacht. In Wirklichkeit geriet das Christentum damals in eine Krise, die im Grunde noch heute nicht überwunden ist. Denn es wurde jetzt zur Reichsreligion. Es wurde mit der Zeit zur flächendeckenden Staatsbürgerverpflichtung. War das ein Fortschritt? Damals meinten fast alle: Ja. Aber war diese Neuetikettierung einer ganzen Welt wirklich ihre Bekehrung? Oder ging dabei vielleicht gerade das verloren, was eigentlich das Gottesvolk ausmacht? Was sollte aus seinen Gemeinden werden, seiner eigentlichen Existenzform, wenn alle Bürger automatisch zum Gottesvolk gehörten und das Ganze dann doch wieder ein Staat war? Das war das Problem, welches das ganze Mittelalter hin- und hergeworfen hat. Dieses Problem sind die Ostkirchen bis heute noch nicht losgeworden. Es hat die Neuzeit und die Aufklärung ausgelöst, und wenn heute auch Staat und Kirche juristisch und in der Theorie wieder getrennt sind, so ist das zumindest hierzulande wohl immer noch nicht in den Köpfen und Herzen wirklich angekommen.

Immer wieder ist die Christenheit in die frühen Stufen Israels *zurückgefallen*. Die Germanen haben versucht, aus ihr wieder einen Stämmebund zu machen. Von Konstantin und Karl dem Großen an hat den Politikern der Gottesstaat des Königs David vor Augen geschwebt. Karl der Große ließ sich im Freundeskreis mit dem Spitznamen „David“ anreden. Da waren echte Gemeinden eher ein Störfaktor. Und deshalb ist es heute so wenig in den Köpfen und Herzen, was eigentlich eine Gemeinde sein müßte.

Doch das ist nur die eine Seite der Geschichte. Es gibt zugleich den immerwährenden Kampf um die Wiedergewinnung der Gestalt der Gemeinde. Er zeigt sich in Formen, die wir zunächst vielleicht überhaupt nicht mit dem Wort „Gemeinde“ in Verbindung bringen würden.

Da ist, sofort, noch im 4. Jahrhundert, das *Mönchtum*. Kaum verflachen die Gemeinden, da gibt es Christen, die das spüren und aus ihnen auswandern. Zunächst ganz radikal als Einsiedler in die Wüste. Dann gemeinsam in Klöster hinein. Es waren die Radikalsten. Sie hatten zugleich das Charisma der Ehelosigkeit. In diesem Sinne waren ihre Gemeinschaften keine normalen Gemeinden. Doch oft waren sie die einzigen, die noch wußten, was eine Gemeinde sein mußte. Und so konnte sich von ihnen her neu Gemeinde bilden.

Am Ende des ersten Jahrtausends war Deutschland noch weithin ein Urwald. Es waren die Mönche, die in diesen Urwald zogen, ihn irgendwo rodeten, ein Kloster bauten, um das Kloster herum neue Ansiedlungen schufen und sie von ihrem Zentrum her mit Glaubenswissen und Kultur erfüllten. Jedes solche Kloster mit seinem oft großen und weiten Umfeld war im Grunde jetzt wieder ein Versuch, die Form von „Gemeinde“ zu verwirklichen: ein welthaltiges und greifbares Gottesvolk im Kleinen.

Oder da war die *mittelalterliche Stadt*. Höchst selten war sie in Pfarreien aufgeteilt, obwohl es in ihr hunderte von Kirchen und Kapellen gab. Die Stadt Frankfurt war bis kurz vor 1900 nur eine einzige Pfarrei. Das wirkliche Leben spielte sich ganz unpfarflich ab. Da gab es die vielen Klöster jeder Art, beschauliche Klöster, Krankenasyle, Damenstifte, Bettelorden, alle mit Kirchen, an denen die einzelnen Familien, die Zünfte und die Bruderschaften hingen. Diese Klosteranhängerschaften, Zünfte und Bruderschaften hatten oft vieles von dem wiedergewonnen, was einst eine Gemeinde gewesen war. Das war gemeinsam gestaltetes Leben, in dem sich Volk Gottes zeigte. Das war voll durchgeprägte neue Welt.

Oder später waren da in vielen Städten unseres Landes die großen *Kollegien*, etwa die meines Ordens, der Jesuiten. Das waren die Schulen, ja Universitäten der Stadt. Aber sie waren viel mehr als das. Da gingen nicht nur die Kinder und Jugendlichen hin. Da wurde Theater gespielt, da wurde musiziert, da ging man den Kranken und Armen nach, da versammelten sich in den marianischen Kongregationen die verschiedenen „Stände“, wie man sagte, zur Glaubensunterweisung – das alles zusammen erzeugte wieder etwas, was an die alte Form der Gemeinde erinnert.

Solche Beispiele sind vor allem auch deshalb wichtig, damit wir nicht meinen, die sogenannte „*Territorialpfarre*“, die es natürlich immer auch gegeben hat, sei gewissermaßen der Normal- und Idealfall von Gemeinde gewesen. Die Wirklichkeit lag quer dazu. Vielleicht ist es zum Abschluß dieses schnellen Sprungs durch mehr als ein Jahrtausend wichtig, einmal etwas genauer und ausführlicher den Punkt aufzuzeigen, an dem plötzlich die Idee der Territorialpfarre allbeherrschend wurde, und wie sich in ihr, einer eher gemeindefremden Struktur, die wirkliche Form von Gemeinde dann gegen alles, was zu erwarten war, doch auch wieder neu durchgesetzt hat.

V. Die Säkularisierung und ihre Nachgeschichte

Wir sollten in diesem Jahr 2003 eigentlich viel lauter, als es geschieht, eines Ereignisses gedenken, das genau 200 Jahre zurückliegt, der sogenannten *Säkularisierung* des Jahres 1803. Napoleon hatte die westrheinischen deutschen Territorien erobert. Die enteigneten deutschen Fürsten verlangten Ersatz. Sie bekamen sie vom Deutschen Reichstag zugesprochen in der Form der Auflösung aller fürstbischöflichen Territorien und reichsunmittelbaren Klöster. Darüberhinaus bekamen die Fürsten, die alle maßlos verschuldet waren, auch noch das Recht, überhaupt allen in ihren eigenen Landen gelegenen Klosterbesitz zu konfiszieren, auch wenn ein Kloster keineswegs reichsunmittelbar war, sondern ihnen schon politisch unterstand. Die ganze Aktion war offenbar genauestens vorbereitet. Innerhalb weniger Monate war dieses unerhörte Enteignungsverfahren von treuen Staatsbeamten im wesentlichen durchgeführt, am brutalsten in Bayern.

Für die Enteigner war das Ganze im Endeffekt ein Schlag ins Wasser. Die Folgekosten waren so hoch, daß der Erlös sich nach einiger Zeit mehr oder weniger bei Null einpendelte. Nur eins: Jetzt entstanden mittelgroße Flächenstaaten, die 70 Jahre später dann für die deutsche Einigung tauglich waren. Die gewachsene kirchliche Struktur von vorher aber war völlig zerstört. Die Kirche brauchte viele Jahrzehnte, um sich wieder zu erholen. Vor allem war die Welt der Klöster vernichtet. Die Klöster hatten zwar auch nicht mehr das dargestellt, was sie in ihren Anfängen gewesen waren. Aber mit ihrem Umfeld zusammen hatten sich bei ihnen doch noch mancherlei Spurenelemente des alten Gemeindecharakters erhalten. Das war nun alles weg. Eine der großen Theorien, die diese Vorgänge legitimierten, war die, daß die Kirche eine *allumfassende, dem Staat zugeordnete Seelsorgsanstalt* sei. Sie habe, entsprechend den staatlichen Territoriaaufteilungen, in territorialen Seelsorgsbezirken, den sogenannten Pfarreien, für das Seelenheil aller fürstlichen Untergebenen zu sorgen. Die Pfarrer wurden als staatliche Angestellte gesehen. Der Staat mußte sie nach der Enteignung der Kirche ja nun auch weithin bezahlen. In den Dörfern entstand das berühmte Trio von Pfarrer, Lehrer und Bürgermeister, die sich einmal in der Woche am Stammtisch zum Kartenspiel trafen und von dort aus die Welt des Dorfes verwalteten.

Ich sehe in dieser Konzeption die bisher letzte großflächige Fortsetzung der konstantinischen Idee der Einheit von Kirche und Staat. Sie hat keine Ahnung von Gottes Willen, in der Welt ein Volk zu haben. Sie ist getragen von einer ganz billigen *Aufklärungstheologie*. Aber diese Konzeption beherrscht, ohne daß wir das merken, insgeheim auch heute noch unsere Vorstellungen von dem, was wir dann fälschlich als „Gemeinde“ bezeichnen. Fälschlich – denn erstens ist die Vorstellung unheimlich autoritär auf den Pfarrer ausgerichtet, ganz im Geiste des fürstlichen Absolutismus, und zweitens geht den Pfarrer nur noch das rein Religiöse etwas an, vielleicht noch die Förderung der menschlichen Moral. Von veränderter Welt und neuer Gesellschaft ist keine Rede mehr.

Das Interessante ist nun aber, daß sich das christliche Volk das nicht hat gefallen lassen. Es besaß noch viel mehr *Gemeindeinstinkt*, als man eineinhalb Jahrtausend

de nach Konstantin hätte erwarten sollen. Plötzlich tauchten wieder junge Nonnen und junge Mönche auf. Wie Pilze schossen neue männliche und weibliche *Ordensgründungen* aus dem Boden, und wenn eine solche Gemeinschaft zu Hause nicht nötig war, schickte man die Leute in die Missionen und gründete dort neue Gemeinden. Gestern Vormittag noch hat der Papst drei Gestalten aus dieser Ordensgründungsgeneration heiliggesprochen, darunter den Gründer der Steyler Missionare. Aber auch hier im Land zogen plötzlich überall die Schwestern in die Dörfer und in die neuen Pfarreien an den Rändern der Städte. Da gehörten sie dann zum inneren Kern neuer, weit über das rein Religiöse hinausgehender Pfarrgemeinschaft. War das nicht auch in Gallus so?

Parallel dazu entwickelte sich etwas anderes. Ich will es einmal ganz banal das „*katholische Vereinswesen*“ nennen. Denken Sie an Namen wie Adolf Kolping, inzwischen auch ein Heiliger. Praktisch bedeuten die vielen Vereine, die plötzlich entstanden, daß man dem Glauben „Welt“ geben wollte. Er sollte nicht nur aus Gebet bestehen, sondern alle Dimensionen des menschlichen Daseins durchwirken. Genau das ist es aber, was eigentlich Gemeinde ausmacht. Die Entwicklung *blieb* irgendwie verquert. Eigentlich sollten die Pfarreien „Gemeinde“ sein. Aber infolge ihrer territorialen Zufallsstruktur – denken Sie nur an etwas wie die durch den Güterbahnhof vom eigentlichen Kamerun völlig abgetrennte Kuhwaldsiedlung – und infolge ihrer manchmal immensen Größe waren sie dazu nur schwer in der Lage. Die Vereine lagen quer dazu und kümmerten sich weithin nicht um die Pfarrgrenzen. In *ihnen* entstand – wenn auch oft ähnlich wie früher einmal in mittelalterlichen Zünften mit ihrer Berufsbeschränkung oder wie in den alten marianischen Kongregationen mit ihrer Spezialisierung auf die einzelnen „Stände“ – neue Gemeindewirklichkeit. Doch führte dieses Nebeneinander von Pfarreien und Vereinen interessanterweise kaum zu Reibungen. Irgendwie verbanden sich die beiden Dinge, und oft standen direkt neben den Kirchen auch die großen Vereinshäuser. Auch das war in Gallus nicht anders. Man empfand beides als zusammengehörig.

Und das vielleicht wegen einer dritten Sache. Der deutsche Katholizismus legte sich im 19. Jahrhundert geistig eine neue Orientierung zu. Es kam zu dem, was bald als „*Ultramontanismus*“ beschimpft wurde. Man schaute „über die Berge“, das heißt natürlich, über die Alpen hinweg nach Süden und orientierte sich an Rom und am Papst. Das war die Gegenreaktion gegen den heimischen Staat, der die Kirche nicht nur enteignet hatte, sondern auch versuchte, sie auf Dauer fest in den Griff zu bekommen und von sich abhängig zu halten. Die Orientierung an Rom gab die Kraft, in neuen Ordensbewegungen, in einer neuen Vereinsbewegung und in vielem andern, was ich jetzt nicht nennen kann, eine wirkliche „Gegenwelt“ zu bauen – genau das, was „Volk Gottes“ eigentlich sein sollte.

Heute nennt man das, was damals Wirklichkeit wurde, oft abschätzig das „*katholische Milieu*“ und ist stolz darauf, daß es inzwischen untergegangen ist. Wir sind angeblich weltoffener geworden. Sind wir es wirklich? War damals nicht viel mehr „Welt“ vorhanden, und dazu noch in der Gestalt von gläubiger „Gegenwelt“? Haben wir nicht eher unseren Weltgehalt ausfließen lassen, hat nicht eher das Salz seine Kraft verloren? Sicher sollten wir uns das „katholische Milieu“ nicht einfach in der

alten Gestalt zurückwünschen. So sehr es unserer Kirche Elemente der Gemeindeform zurückbrachte, es war offenbar doch eine historische Zwischenlösung. Gemeinde, wie sie eigentlich sein müßte, war es auch wieder noch nicht. Es tendierte nur in die richtige Richtung.

VI. Sankt Gallus – eine Gemeinde?

Wenn wir nun zum Abschluß auf Sankt Gallus blicken, so ist eines sicher: Sankt Gallus gehört in seinen Ursprüngen noch ganz ins „katholische Milieu“. Und da es vitale Christen und erstaunliche Pfarrer hatte, war es am Anfang unseres Jahrhunderts „*katholisches Milieu*“ von seiner besten Seite. Sankt Gallus war „Gemeinde“ in dem Maß, in dem es damals überhaupt „Gemeinde“ gab.

Diese Welt-Dimension wurde vom Jahre 1933 an gewaltsam zerschlagen. Ich gehöre zur Generation, die als Kind miterlebt hat, wie eine Gemeinde sich dagegen wehrte, daß ihr die eigene „Welt“ *geraubt* wurde – wenn sie es auch, von hinterher gesehen, noch viel zu wenig tat. Dennoch: Wir wuchsen noch in den Ruinen der geraubten Welt auf. An die Stelle der alten Jugendbewegungen trat die neueingeführte „Pfarrstunde“ und die plötzlich hochgepflegte „Meßdienerstunde“ – denn die waren noch erlaubt, weil sie „rein religiös“ waren. Aber im Kuhwald fand das in der Friedrich-Naumann-Straße in einem sauber getünchten Keller der Familie Roth statt. Der hieß noch der „Gruppenkeller“, denn hier hatte vormals eine inzwischen unterdrückte katholische Jugendgruppe gehaust. Einige Bilder und Symbole von damals hingen noch an der Wand. So ahnten wir irgendwie, was einige Jahre vorher noch alles an Dimensionen des Jugendlebens dagewesen war. Unser Kaplan Börner schärfte uns vor einer Wanderung in den Taunus ein, daß wir ihn ja nicht mit „Herr Kaplan“ anreden sollten, sondern nur mit „Herr Doktor“ – denn es war Geistlichen streng verboten, mit Jugendlichen so etwas nicht rein Religiöses wie eine Wanderung zu unternehmen. Wir wanderten natürlich gerade, und ich glaube, dieser Geist zumindest des symbolischen Widerspruchs erhielt der Gemeinde, selbst wenn sie vorn und hinten verstümmelt und bewegungsunfähig gemacht war, doch noch wenigstens im Anspruch und im Selbstbewußtsein jene Weltdimension, die für eine wirkliche Gemeinde notwendig ist. All das, was dann in den Bombennächten an gegenseitiger Hilfe und neu entstehender Solidarität hinzutrat, zerstörte nichts, sondern baute Gemeinde neu auf.

Nach dem Krieg wurde ohne viel Reflexion Altes wieder erneuert. Ich glaube, wir wollten letztlich das katholische Milieu wiederherstellen. Das ließ sich zunächst auch gut an, aber in Sankt Gallus wie auch überall sonst war es dann doch ein vergeblicher Traum. Das Alte war vorbei.

Unglaubliche *Veränderungen im Viertel* kamen hinzu. Es änderte seinen Charakter – denken Sie nur daran, daß es heute keine Adlerwerke und keinen Güterbahnhof mehr gibt. Die Bewohnerschaft des Viertels wurde immer nomadischer. Ständig wechseln die Mieter. Die Zahl der Nicht-Deutschen nimmt immer mehr zu, selbst unter den Katholiken, die selbst außerdem kontinuierlich an Gesamtzahl schrumpfen.

Finden die ausländischen Katholiken nicht viel *mehr* „Gemeinde“ im vollen Sinn in ihrer *Nationalgemeinde* als in dieser Territorialgemeinde, wo sie zufällig wohnen? Schon Pfarrer Perabo hatte das vermutet. Er war der erste Frankfurter Pfarrer, der einen ausländischen Priester in sein Pfarrhaus aufnahm, den Gründer der ersten Italienerpfarre. Sie hatte ihr Zentrum zuerst in Gallus.

Sie alle könnten diese Beobachtungen durch tausend andere Tatsachen ergänzen, korrigieren, zurechtrücken. Ich will ja nur andeuten, daß es sehr schwer ist, zu sagen, wo jetzt in Gallus „Gemeinde“ ist, oder zu sagen, sie sei wieder deutlich am Kommen.

Natürlich, wo *Eucharistie* gefeiert wird, ist Gemeinde im Kern *immer* da. Im Nu kann sich von dort aus das Wunder ausbreiten und *neue* Gemeinde kann entstehen. Insofern wäre es Sünde, zu sagen, es gebe keine Gemeinde. Aber wenn sie plötzlich wieder aufleuchtete und groß werden würde – wie würde sie aussehen? Sicher hinge sie an einem gläubigen Kern von Personen. Doch wie diese sich sehen, wo sie sich hinordnen – wer kann das sagen?

Vielleicht ist es wieder das *Stadtviertel*, das Kamerun. Vielleicht ist die Galluskirche aber auch nur das *zufällige Zentrum*, und sie wohnen überall in der Stadt und im Umland und kommen hier nur zusammen, wie andere sich in anderen ehemaligen „Pfarrkirchen“ zusammenfinden. Vielleicht ist es eine ganz bestimmte Personenkonstellation, die von einer der *neuen Gemeindebewegungen* geprägt ist, und sie haben in Gallus nur einen Ankerpunkt gefunden. Vielleicht ist mehreres davon zugleich der Fall. Wer kann das sagen?

Wir können nur eines sagen: Die Existenzform des Gottesvolkes *ist* tatsächlich die „Gemeinde“, und sie wird es bleiben. Gemeinde ist *Welt*, im Blick auf die Gesamtwirklichkeit ist sie *Gegenwelt*. Sie lebt aus der Kraft der Personen, die sie tragen, und diese leben aus der Kraft Gottes, der sie beruft und führt. Es wird in dem Maße wieder Gemeinde geben, wie es Menschen gibt, die sich aus ihrer Welt herausrufen und in eine neue Welt Gottes hineinrufen lassen. Gott möge sie uns geben.